



Gratisbeilage zur „Geissenheimer Zeitung“.

Durch.

Frisch auf! Ein freudig Siegen
Kommt nur nach heißer Schlacht: —
Seht ihr den Pfeil dort fliegen?
Der bricht der Wolken Nacht,

Durch muß er, durch! — Der Bogen
Schonte die Sehne nicht;
Der Pfeil ist durchgeflogen,
Schwimmt nun im Sonnenlicht!

Durch, Brüder, durch! — Dies werde
Das Wort in Kampf und Schmerz.
Gemeines will zur Erde,
Edles will himmelwärts!

Soll uns der Sumpf vermodern? —
Was gilt der Weltenbrand?

Drum laß den Blitz nur lodern:
Durch! — Dort ist's Vaterland! Theodor Körner.

Verschollen.

(Fortsetzung.)

Roman von Arthur Zapp.

(Nachdruck verboten.)

Eine warme Empfindung quoll in dem heimlich Beobachtenden auf. Die Szene der ersten Begegnung auf der Landstraße stellte sich seinem Geiste dar: wie sie an seiner Brust geruht. Er erinnerte sich, wie der Duft ihres Haares, ihres zarten Mädchenkörpers zu ihm aufgestiegen. Es fuhr plötzlich wie ein elektrischer Funken durch seine Arme, als halte er sie noch einmal umschlungen. Er streckte sich straffer und wehrte die Vision, die eine heiße Welle in ihm emporfluten ließ, tief atmend von sich ab.

„In acht Tagen werde ich doch hoffentlich transportfähig sein,“ bemerkte sie, den Kopf erhebend und die Blume sinken lassend.

Er sah sie fast erschrocken an.

„Nein, nein!“ fiel er rasch ein. „Sie dürfen nichts überstürzen. Ein Knöchelbruch ist immer eine langweilige, bedenkliche Sache und unsere Wege sind nicht die besten.“

Ein Rückfall könnte die übelsten Folgen haben.“

Sie sah ihn überrascht an; ihre Blicke begegneten sich für einen kurzen Moment. Eine Blutwelle ergoß sich von neuem in ihr schon wieder blaß gewordenes Gesicht und in ihrer Verlegenheit machte sie eine Bewegung, als wolle sie die über ihre Füße gebreitete Decke weiter hinaufziehen. Aber er kam ihr zuvor und faßte aufspringend mit den Fingerspitzen den Zipfel des Luches und zog es vorsichtig ein wenig in die Höhe.

„Nein, nein!“ rief er dabei hastig. „Sie müssen ganz ruhig liegen.“

Und nach einer kurzen Pause verlegenen Schweigens von beiden Seiten, bemerkte er: „Ihre Frau Mutter ängstigt sich wohl sehr um Sie und sehnt sich nach Ihnen?“

Sie nickte.

„Mein Bruder hat ihr erst vor einigen Tagen von meinem Mißgeschick geschrieben, erst seitdem alle Gefahr vorüber und ich imstande war, ein paar Zeilen hinzuzufügen. Die Arme!“

Ihre Blicke, die sich in die Weite



Unsere Kronprinzessin bei der Nagelung der Kriegssäule in Danzig am 1. August 1915.

Phot. Gito-Film.

richteten, umflorten sich und eine lebhafteste Gemütsbewegung zitterte in ihren Mienen. Wieder fühlte er, wie es warm in ihm wurde, und das instinktive Verlangen regte sich in ihm, ihr irgendetwas angenehmes, tröstendes zu sagen. Aber es war schwer, den den Umständen angemessenen Ausdruck zu finden und so begnügte er sich zu sagen: „Es fehlt doch hoffentlich nichts an Ihrer Pflege?“

„Ganz und gar nicht. Im Gegenteil! Man verwöhnt mich. Mademoiselle Kalthausen ist die Barmherzigkeit selbst, und auch Ihr Fräulein Schwester ist voll Liebenswürdigkeit gegen mich.“ Ihre verklärten Mienen und ihre leuchtenden Augen strahlten deutlich die aufrichtige, innige Dankbarkeit wieder, von der sie ganz erfüllt war. Er sah sie bewundernd an.

Wie schön sie ist! dachte er. Wer könnte anders als liebenswürdig zu ihr sein? Laut erwiderte er, während auch ihm eine warmblütige Aufwallung die Wangen rötete: „Mademoiselle Kalthausen und meine Schwester tragen Ihnen gegenüber ja nur den Dank ab, zu dem das Verhalten Monsieur de Wallbergs sie verpflichtet hat, als er in St. Rémy in Quartier lag.“ Und hieran knüpfte er die Frage: „Haben die Nachforschungen Ihres Herrn Bruders weitere Resultate ergeben?“

Sie zuckte resigniert mit den Schultern, denn ihre Hoffnung war gering. Günther hatte ihr, um sie nicht unnütz zu erregen und Hoffnungen zu erwecken, die sich vielleicht bald als trügerisch erweisen würden, von seinem Abenteuer in Nesle nicht berichtet.

„Ich glaube nicht,“ sagte sie schwermütig, „daß das Dunkel, das das Verschwinden meines älteren Bruders umgibt, je aufgeklärt werden wird.“ Sie sah wieder in den Park hinein, während eine leise Wehmut in ihren Zügen vibrierte.

Von dem Verlangen bewegt, ihr sein Mitgefühl zum Ausdruck zu bringen, bemerkte er: „Der ungeliebte Krieg hat uns allen Opfer auferlegt, wenn auch vielleicht nicht allen so schwere wie Ihnen und Ihrer Familie.“

Und dann kam mit einem Male die Ernüchterung über ihn; sein Ohr vernahm das Geräusch einer zugeschlagenen Pforte und sein Blick, der sich von ihr ab in die Richtung des Schlosses wandte, wurde bald darauf Günther von Wallberg's gewahr, der den Park betreten hatte und nach seiner Schwester zu suchen schien.

Mit so plötzlichem Ruck erhob sich Gaston de St. Aulaire, daß sie ganz erschrocken zu ihm hinblickte. Seine Augen sahen kalt und um seine Lippen, die fest aufeinander gepreßt waren,



König Friedrich August von Sachsen im Gespräch mit dem österreichischen Generalstabschef v. Böser, nach einem siegreichen Gefecht seiner Landestruppen.

lag ein Zug von Trost und Härte. Er zog seinen Hut und verneigte sich förmlich.

„Ich möchte nicht länger stören,“ sagte er, und schlug hastig einen Seitenweg ein.

Am nächsten Sonnabend machte sich Günther von Wallberg abermals auf den Weg nach Nesle. Er war entschlossen, sich unter allen Umständen Gewißheit zu verschaffen, ob die Idee,

Wirkl. Geh. Rat Fürst Guido v. Wendel-Donnersmard,

einer der reichsten Magnaten Deutschlands, beging kürzlich seinen 86. Geburtstag. Er ist Erb-Ober-Landmundschenk, Mitglied des Staatsrates, seit 1864 Fideikommißherr, erbliches Mitglied des Herrenhauses seit 1887, Wirklicher Geheimer Rat seit 1899, Fürst seit 1901. Fürst Wendel von Donnersmard ist nicht nur Chef einer der vornehmsten adeligen Familien Preußens, sondern zählt auch zu den bedeutendsten Großgrundbesitzern Deutschlands und ist gleichzeitig hervorragend beteiligt an zahlreichen Unternehmungen der Kohlen-, Eisen-, Munitions- und Waffenindustrie, sowie an chemischen Werken, Papierfabriken und großen Bau- und Bodengesellschaften. Phot. H. Dührstopp.



die ihn vor acht Tagen in eine so große Erregung versetzt hatte, die ihm aber bei ruhigem Nachdenken doch als allzu abenteuerlich und unglaublich erschien, irgendeinen realen Hintergrund habe oder nicht. Auf jeden Fall wollte er den geheimnisvollen Besucher der schönen und koketten Madame Renaudin diesmal stellen und ihm aus nächster Nähe ins Gesicht sehen. Der Plan, um seinen Zweck zu erreichen, war leicht entworfen. Er postierte sich, nachdem er sein Pferd eingestellt hatte, in der Nähe der ersten Häuser und horchte gelegentlich nach der Landstraße hin. Das Geräusch der Fußschläge mußte ihm ja den Reiter schon von weitem ankündigen. Dann war es ein leichtes, den Reiter, wenn er abgestiegen war und die Straße betrat, plötzlich aus dem Schatten des letzten Hauses entgegenzutreten. Aber es verstrich Viertelstunde auf Viertelstunde und die Dämmerung hatte sich längst auf Stadt und Land gesenkt, ohne daß von dem mit heißer Spannung erwarteten Reiter auch nur das geringste zu hören oder zu sehen war. Ärgerlich biß sich der Wartende die Lippen wund. Natürlich, der Unbekannte war gewarnt und er hatte nun gewiß beschlossen, fürs erste seine heimlichen Besuche in der Villa Renaudin einzustellen. Oder sollte er einen anderen Weg gewählt haben?

Der letztere Gedanke gab dem Mizgmutigen, Enttäuschten, einen neuen Impuls. Ja, es war nicht ausgeschlossen, daß der vergeblich Erwartete die Stadt umritten und von der entgegengesetzten Seite die Villa Renaudin erreicht hatte. Günther von Wallberg durcheilte die Straßen und begab sich wieder auf den Lauscherposten in der Nähe der Villa. Richtig, gegen elf Uhr hörte er, wie die Haustür geöffnet wurde. Flugs drückte er sich in hodender Stellung, unmittelbar an der Gartenpforte, nieder. Sein angespannt horchendes Ohr vernahm Geflüster und gleich darauf sich nähernde Männer Schritte. Des Lauschers Herz schlug zum Berstehen. Die nächste Minute mußte die Gewißheit bringen.

Die unverschlossene Gartenpforte wurde aufgestoßen — der Unbekannte trat auf die Straße hinaus. Im nächsten Augenblick schnellte Günther von Wallberg in die Höhe. Der Ueberraschte fuhr unwillkürlich zurück. Aber Günther hatte schon aus nächster Nähe einen scharf forschenden Blick auf ihn geheftet. Seine Ueberraschung war grenzenlos. Nicht Egon, nein, der Vicomte de Valin stand in graugrünem Jägeranzug ihm wie verdonnert gegenüber.

„Pardon!“ rief Günther von Wallberg unwillkürlich, beschämt und peinlich berührt. „Es war nicht meine Absicht, indiscret zu sein, sondern —“

„Maudit Prussien!“ stieß der Franzose zornig hervor und eilte an ihm vorüber. — — —

Am anderen Tage in der Mittagsstunde leistete Günther von Wallberg seiner Schwester im Park Gesellschaft. Das Mädchen, das den Krankenstuhl zu fahren pflegte, hatte er fortgeschickt mit der Weisung, nach einer Stunde sich wieder einzufinden. Er selbst hatte auf einer Bank, neben der Flora auf ihrem Lager ruhte, Platz genommen. Die Geschwister besprachen angelegentlich ihre Lage. Ohne von den Einzelheiten und von seinem überraschenden Zusammentreffen mit dem Vicomte de Valin zu berichten, gab Günther seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß Madame Renaudin mit dem Verschwinden Egons in keinem ursächlichen Zusammenhang stehe. Ihr ganzer Charakter, ihr Wesen, und verschiedene Details, die er über sie in Erfahrung gebracht habe und deren Mittheilung er sich versage, weil sie ihr — Flora — nur peinliche Empfindungen bereiten würden, ließen es ihm jetzt als völlig ausgeschlossen erscheinen, daß sie je der Gegenstand von Egons leidenschaftlicher Verehrung gewesen sei.

Wer aber war nun die Dame, die den Schwärmenden, Idealgefinnten zu so leidenschaftsfrühten, tief empfundenen Versen begeistert, und um deretwillen er am Abend vor der voraussehbaren Schlacht eine so gewagte private Exkursion, noch dazu im Zivilanzug, unternommen, die ihm aller Wahrscheinlichkeit nach das Leben gekostet hatte?

Bruder und Schwester sahen einander an und beiden schwebte derselbe Name auf den Lippen: Marion de St. Aulaire!

Und doch schien es ihnen jetzt eben noch so wie früher undenkbar, daß die scheue, zurückhaltende, im Deutschenhaß erzogene junge Französin eine so leidenschaftliche Liebe, wie in Egons Gedicht angedeutet, zu dem deutschen Offizier gefaßt haben könnte.

Erregt von dem Gespräch, war Günther von Wallberg aufgestanden, nachdenklich, in tiefe Gedanken versunken, schritt er, die Hände auf dem Rücken, auf und ab. Da plötzlich — er war etwa zehn Schritt von dem Lager seiner Schwester entfernt — ertönte ein scharfer Knall und im nächsten Moment furrte eine Kugel haarscharf an seinem rechten Ohr vorbei.

Er machte die unwillkürlich schüttelnde Bewegung mit dem Kopf, die er und die Kameraden sich im Kriege in ähnlichen Situationen angewöhnt und die mehr als einmal ihr selbstverspottendes Lachen erregt hatte. Unmittelbar darauf stürmte er instinktiv, ohne weitere Ueberlegung in die Richtung des Schusses, der von der Mauer hergekommen war, die in ungefähr dreißig Schritt Entfernung den Park umschloß. Mit kräftigem Schwung warf er sich gegen die Mauer, sich mit beiden Händen emporziehend. Er hörte deutlich das Knistern eilender, am Jungholz vorbeistreichender Schritte und nun sah er auch den Rücken eines gebückt, ungefähr fünfzig Schritte entfernt davonfliehenden Mannes. Schon wollte er sich auf die andere Seite hinüberschwingen, um die Verfolgung durch den Wald aufzunehmen, aber da hielt ihn der gellende Schrei einer weiblichen Stimme zurück.

Flora.

Sie war allein, schutzlos, hilflos. Der Schrecken konnte der Schwachen, Angegriffenen einen Rückfall zuziehen. Ohne sich zu besinnen, ließ er sich wieder an der Mauer herunter und eilte den Weg zurück. Aber schon bemühten sich zwei Personen um die Ohnmächtige: die Dienerin, die auf den ersten Schrei der tödlich Erschrockenen herbeigeeilt war und Gaston de St. Aulaire, der eben im Begriff gewesen, auszureiten, als er den Schuß und den gleich darauf folgenden Aufschrei Flora's vernommen hatte.

Totenbleich, mit geschlossenen Augen lag die Kranke starr, langgestreckt in ihrem Liegestuhl. Man hätte glauben können, das Leben habe die Regungslose bereits verlassen. Gaston de St. Aulaire hatte sich über sie gebeugt. Als die Dienerin an seine Seite trat, richtete er sein verstörtes, blaßes Antlitz empor.

„Wasser! Essenz!“ rief er der hinter ihm Stehenden zu. Als sie sich eilig entfernt hatte, wandte er sich wieder der Bewußtlosen zu. Sanft strich er mit seiner Rechten über ihre Stirn.

„Mademoiselle!“ raunte er ihr aus nächster Nähe zu. „Mademoiselle Flora!“

Der Schrecken und die Sorge, die in seinen Mienen zitterten und in der tiefen Blässe seines Gesichts sich ausdrückten, ließen ihn die Zurückhaltung und Voreingenommenheit des Deutschenhassers vergessen. Er sah nur den leidenden Mitmenschen, das ergreifende Bild einer lieblichen, zarten, wie von einem rauhen Windhauch gebrochenen Mädchenblume vor sich.

„Mademoiselle Flora!“ wiederholte er in bangem, fast beschwörendem Ton. „Hören Sie mich nicht?“

Aber sie gab kein Zeichen des Verständnisses, nur ein ganz leiser Hauch, den er auf seinem dicht über sie gebeugten Gesicht verspürte, bewies ihm, daß sie atmete, daß sie lebte.

Da hörte er eilend herankommende Schritte. Es war Günther von Wallberg, der jetzt an seine Seite trat.

„Was war das?“ fragte der Franzose, sich aufrichtend. Plötzlich erinnerte er sich des Schusses. „Hat man auf sie geschossen? Ist sie verwundet?“

Seine Blicke flogen suchend über die Ohnmächtige hin. Schon verneinte Günther.

„Nein. Der Schuß galt wohl mir.“

„Ihnen?“

„Ich glaube: ja!“

„Aber wer kann —?“

Günther zuckte stumm mit den Achseln, den Verdacht, der sich in ihm aufgeblüht war, in sich verschließend. Inzwischen kam die Dienerin eilends zurück, ihr folgte Mademoiselle Kalthausen und der Oberst. Günther rief seiner Schwester mit der scharfen Essenz, die ihm das Mädchen reichte, Stirn und Schläfe und die Gesellschafterin gab ihr, als sie die Augen aufgeschlagen hatte, von dem mitgebrachten Wasser zu trinken.

Flora erholte sich schnell, als sie ihren Bruder wohl und unversehrt sah. Während sie von den Frauen nach ihrem Zimmer gebracht wurde, besprachen die drei zurückbleibenden Herren den Vorfall. Oberst de St. Aulaire war außer sich. Er entschuldigte sich angelegentlich bei seinem Gaste, indem er die Ansicht aussprach, daß nur ein Wilddieb, dessen Kugel sich in den Park verirrt habe, der Schuldige sein könne. Aber Gaston erwiderte: „Sollte ein Mann, so ungeschickt sein, über eine fast sechs Fuß hohe Mauer zu schießen?“

„Er kann nach einem Vogel geschossen haben,“ meinte der Schloßherr.

Aber auch dieser Ansicht widersprach der Sohn.

„Nach was für einem Vogel, Papa? Um die Mittagszeit fliegen die Enten noch nicht über den Wald. Würde außerdem ein Wilddieb so unvorsichtig sein, in so unmittelbarer Nähe des Parks zu pirschen?“

Der Oberst zog seine Stirn in Falten.

„Wie sollte der bedauerliche Vorfall, der ja zum Glück keine schlimmen Folgen gehabt hat, sonst zu erklären sein?“ sagte er ziemlich barsch und bestete einen fast zürnenden, verweisenden Blick auf seinen Sohn.

Dieser bewegte stumm seine Schultern. Dem Verdacht, der ihm inzwischen gekommen war, daß ein fanatischer Landmann aus Balincourt ein Attentat auf den Deutschen verübt haben könnte, mochte er in Gegenwart des Gastes keinen Ausdruck geben um so weniger, als er wohl merkte, daß sein Vater selbst diesen Argwohn mit Gewalt von sich abwehrte. Auch Günther äußerte nichts, obgleich seine entschiedene Meinung die war, daß irgendjemand die Absicht gehabt habe, ihn zu töten. Denn der Flüchtige, den er nicht weit ab hatte davon eilen sehen, hatte offenbar von der Mauer herab den wohlgezielten Schuß abgegeben, der ihm auf ein Haar das Leben gekostet hätte. Oberst de St. Aulaire hatte offenbar das Bedürfnis, zu beweisen, wie sehr ihm die Sicherheit seines Gastes am Herzen liege und wie sehr er wünsche, eine Sühne für die begangene Rudellosigkeit herbeizuführen. Er ordnete sofort an, daß der Reitknecht Charles mit einem Hofsoldaten den Wald absuche, um möglichst den Schuldigen festzustellen.

Günther aber blieb im Park und suchte angelegentlich nach der Kugel. Endlich sah er sie, etwa zwanzig Schritt von der Bank, neben der er auf und ab gegangen, im Sande liegen. Mit gespanntem Interesse hob er sie auf und betrachtete sie angelegentlich. Aus einer Jagdbüchse rührte sie nicht her, das sah er sofort. Vielmehr schien es eine Revolverkugel zu sein. Er steckte das Corpus delicti in die Tasche und der unbestimmte Verdacht, der schon unmittelbar nach der Tat in ihm aufgestiegen war, gewann festere Gestalt.

Am Nachmittag erschien der Vicomte de Valin zum Besuch. Die Herren promenierten im Park und besprachen das Ereignis des Vormittags noch einmal. Der Vicomte trat dem Deutschen, den er am Abend vorher unter so eigenartigen Umständen begegnet war, anscheinend ganz unbefangen gegenüber. Nur ein hastiger, argwöhnischer Blick, den er auf den ihm Gegenüberstehenden heftete, verriet seine innere Unruhe. Aber der freundliche Empfang, der ihm von seiten der Schloßbewohner wie gewöhnlich zuteil wurde, bewies ihm, daß er der Diskretion des Fremden vertrauen durfte.

(Fortsetzung folgt.)

Die rote Hochzeit.

Stizze aus den Kämpfen in Kurland von Eberhard Strauß.

(Nachdruck verboten.)

Vier Nottrauungen ohne die sonst übliche Frist für die Aufgebote hatte der deutsche Geistliche der kleinen kurländischen Kreisstadt eben vollzogen, und die Bauern machten ihre Gespanne für die Heimfahrt fertig. Die neuen Ehemänner — durchweg hohe Bierziger oder Hünfziger — kamen, bevor sie abfuhr, noch in die Sakristei. Der Älteste unter ihnen, der bald sechzigjährige Karl Steiner, sagte in ganz unverfälschtem Schwäbisch:

„Schau'n's, Herr Pastor, wie's uns ergange ist. Vor bald 150 Jahr sind unsre Väter aus Schwabe auf Einladung einer russischen Kaiserin zur Wolga gezogen, und jetzt ging's von dort wieder fort, weil der Ruß uns nit mehr habe will, und hierzuland doch wenigstens Leut' von unsrer Zung' und Art lebe. Zusammenrude heißt's, wenn man bedrängt wird! Wälder hammer gerodet und Sümpfe getrocknet, doch heut soll'n mer wieder zur Wolga zurück, weil der Ruß uns auf emol auch hier nit mehr habe will. Aber mer sind nit Paleter, die man hin- und herschide kann, mer lasse uns nur durch Gewalt von dieser Erde vertreiben, die mer mit saurem Schweiß bestellt und fruchtbar gemacht ham. Das Blut unsrer Söhne hammer für Kaiser und Reich gebe, und in unserm Dorf gibt's nur noch Graubärte, Weiber und Kinder. Alle müssen jetzt Junge sein, daß es wieder neuen Nachwuchs gibt. Zusammenrude, wenn man bedrängt wird, Herr Pastor, zusammenrude auch, wo's Lude gibt! Mer tun das Unsere, und was weiter aus uns wird, das weiß nur Gott im Himmel allein!“

„Er wird euch helfen, liebe Leute,“ antwortete der Pfarrer mit bewegter Stimme. „Zieht mit Gott und haltet, was ihr habt!“

Nur wenige Werst vom Städtchen lag die auf Wald- und Moorboden begründete Siedelung der aus dem Osten und Süden des weiten Reiches nach Kurland herübergewanderten deutschen Kolonisten. Allerorten lugten aus dem Schwarzgrün des Nadelwaldes die hellen Schindeldächer neugezimmelter Häuschen hervor. Doch stand noch wenig Land unter dem Pflug; die meisten Felder waren nur notdürftig abgegrenzt und starrten von kurzen, noch nicht einmal ausgebrannten Baumstümpfen. Die Bauern lebten bisher noch mehr von ihren mitgebrachten Spargroschen als vom Ertrage der neubegonnenen Arbeit, die hart, langwierig und mühevoll war.

Im geräumigen Wohnhause Karl Steiners, des begütertesten unter ihnen, war das Hochzeitsmahl für alle Dorfbewohner gerichtet. Er selber nahm mit seiner rosigten jungen Frau, die dem Alter nach fast seine Enkelin sein konnte, die Plätze an der Spitze der langen Tafel ein. Er war seit Jahren Witwer, drei blühende Söhne hatte der Krieg ihm geraubt, und so hatte er sich deann dazu entschlossen, noch an der Schwelle des Greisenalters die verwaisete Tochter eines im Felde gefallenen Nachbarn als Gattin in sein verödetes Heim zu führen. Aber auf seinem einst mit allem wohlversehenen Tisch war vom Ueberfluß bäuerlicher Hochzeitsfeiern nichts zu entdecken; die Not der Kriegszeit verbot jeden Aufwand. Spedtkuchen aus Gerstenschrot, Grützen, Kartoffeln und Spinatgerichte mit etwas Schinkenwürst — das war alles! Dazu gab es frische Milch und schäumendes Birkenwasser!

Man saß noch bei Tisch, als draußen Pferdegetrappel und barsche Rufe hörbar wurden, und schon im nächsten Augenblick fünf sibirische Kosaken in das Haus stürzten.

„Was seid ihr für Leute?“ fragte ihr Führer, ein großer, schwarzbärtiger Mann von wüstem Aussehen.

„Deutsche!“ gab der Hausherr mit ruhigem Selbstbewußtsein zur Antwort. „Gute und treue Untertane des Zaren, denn wer nur ein Gewehr schultern konnt', ischt ins Feld gezogen, und viele davon lehre nimmer wieder her.“

„Njemzy, Njemzy! (Deutsche),“ hohnlachten die Kosaken, „Ueberläufer im Felde, Verräter daheim, na, wir kennen euch!“

Mit Häuten und Nagelstahnen wurden die bestürzten Bauern von ihren Sitzen getrieben, und die Asiaten machten sich nun gierig über die Ueberreste des bescheidenen Festmahls her. Schreden und Grimm verzerrten die Gesichter der aus ihrem Behagen aufgestörten Hochzeitsgäste. Einige junge Burschen von 16—18 Jahren wollten sich gegen die Mißhandlungen wehren, aber ein donnernder Zuruf Steiners lähmte ihnen die Arme. Die älteren Bauern, an Leiden und Bedrückungen gewöhnte Leute, deren ganzer Lebensinhalt in Arbeit, Frömmigkeit und stummem Gehorsam bestanden hatte, vermochten den ungebeten Gästen ohnehin nichts als stumpfe, schlaffe Ergebung entgegenzusetzen.

Einer der Kosaken packte den Hausherrn an der Brust. „Hast du denn keinen verborgenen Wodka, du Hundesohn?“ schrie er ihn an. „Ober wenigstens selbstgebrantes Bier?“

„Was ich habe, steht hier vor euch!“ suchte Steiner die Unerfättlichen zu beruhigen. „Langt zu, alles soll euch gehöre!“

Die rohen Steppensöhne grinsten befriedigt. Einer ließ rasch ein paar silberne Löffel in den Taschen seiner weiten Beinkleider verschwinden. Ein anderer streckte die plumpen Fägen nach der hübschen jungen Frau im Myrtenkranz aus, die, blaß wie eine Sterbende, sich an den Gatten zu klammern suchte. Da bligte es in Steiners blauen Augen auf, als fahre ein Wetterstrahl aus heiterem Himmel. Zäh stieß er das hilflose Weib zurück und ergriff dann mit beiden Fäusten seinen selbstgezimmerten verben Lehnstuhl. Damit schmettete er den Unhold zu Boden, ebenso den nächsten, der mit gezogenem Säbel auf ihn eindrang, dem Stürzenden auch sofort die Waffe aus der entkräfteten Hand reißend. In das tierische Brüllen der Betroffenen mischten sich entsetztes Aufstöhnen der Greise und ohrenzerreißendes Kreischen der Weiber. Aber die jungen Burschen hatten sich wie auf ein gegebenes Zeichen mit Stühlen, Küchenmessern, Flaschen bewaffnet und nach einem rasenden Handgemenge, das ohne allzu schwere Verluste für die mutigen Jünglinge verlief, lagen die drei übrigen Friedensbrecher gleichfalls in ihrem Blut. Zwei Kosaken, die draußen bei den Pferden zurückgeblieben waren, sandten, als sie den Lärm des Kampfes hörten, noch ein paar Kugeln in die Fenster, die einen alten Mann töteten, galoppierten dann aber eilig davon.

Schredensbleich stürzten mehrere Bauern auf Steiner zu. „Karl, was hast du angericht!“ riefen sie mit bebenden Stimmen. „Wir ham Soldate des Kaisers umgebracht und werde nu alle sicher gehent!“

Aber Steiners befehlende Rufe übertönten all das Jammern und Heulen: „Schaufelt rasch ein Grab für die Tote und jagt die Kosakenpferde in den Wald!“ gebot er. „Dann bewaffne mer uns mit Art und Sense, nehme Weiber und Kinder in die Mitte und ziehe auf demselben Wege ab, auf dem die Kosake gekomme sind. Mer werde dort keine Kosake mehr trefse, denn das müsse versprengte Marodeurs gewesen sein, die von ihrem Trupp abgekemme sind.“

„Und was solle mer auf der Landstraß' anfangen, Karl?“ fragte einer der angstschlotternden Grauköpfe.

„Weitermarschiere, bis mer in Sicherheit sind. Wer kommt denn hinter Marodeurs? Die Feinde. Und wer sind die Feinde? Deutsche, Deutsche, gleich uns! Mer wollte halb Russe, halb Deutsche sein! Mit Peitsch' und Säbel hat man uns den Ruß' ausgetriebe. Setzt also wisse mer endlich, wohin mer gehöre!“

Der Fall Francke.

Novelle von Otto Hoedter.

(Nachdruck verboten.)

William Francke hatte bisher wie teilnahmslos, ganz in sich versunken, dageessen. Beim Eintritt der Zeugin war flüchtige Röte in seine Wangen gekommen; er hatte sich rasch erhoben. „Wie geht es meiner Mutter?“ hatte er sich schon fragend an die Zeugin gewandt, ehe der Vorsitzende ihn daran zu hindern vermocht hatte.

„Na, es könnte besser sein,“ berichtete die geschwätige Frau. „Sie hat einen Herzkrampf gekriegt vor Aufregung und Schred. Aber es ist schon wieder besser,“ setzte sie tröstend hinzu, als der Fragende bei ihren Worten zusammenzuckte.

„Sie hören, Zeuge, daß bereits Besserung eingetreten ist,“

verwies der Vorsitzende. „Wenden Sie sich hierher, Zeugin, ich darf solche unzulässigen Verständigungen unter keinen Umständen dulden.“

Es dauerte eine Weile, bis die Personalfragen erledigt waren und der Präsident der Zeugin erläutert hatte, um was es sich handelte.

„Herr Francke ist sehr häuslich, er hat weder Freunde noch irgendwelchen Umgang,“ berichtete Frau Böhme nun. „Er geht ganz in der Pflege seiner Mutter auf, so ein braver Mensch, wie er ist! Wunderfelten einmal, daß er ausgeht.“

„War Herr Francke Ende Juli einmal abends ausge-“

gangen?" forschte der Präsident. „Er behauptet, in der Nacht vom 26. zum 27. Juli einmal viele Stunden hintereinander von Hause fortgewesen zu sein.“

„Ja, ich erinnere mich,“ fiel die Zeugin rasch ein. „Mit der Zeit kann das wohl stimmen. Damals ist Herr Frande ein paarmal hintereinander fortgewesen, und einmal bis spät in die Nacht hinein.“

„Können Sie sich erinnern, ob das genau in jener Nacht war?“

„Unmöglich, Herr Gerichtshof, das weiß ich nicht. Aber, nicht wahr, Herr Frande“ — sie wendete sich dabei nach dem Zeugen um — „es war nur ein einziges Mal?“

„Sehen Sie hierher, Zeugin,“ unterbrach sie der Präsident. „Können Sie sich noch erinnern, wann Herr Frande in jener Nacht nach Hause gekommen ist? Befinnen Sie sich genau, ehe Sie antworten. Es hängt von Ihrer Antwort manches ab.“ Der Zeugin wurde es unbehaglich. Ihrem faltigen bageren Gesicht war die Angst abzulesen, vielleicht etwas aus-

zusagen, was dem ersichtlich von ihr hochgeachteten Zeugen peinlich sein konnte.

„Ich mache Sie nochmals darauf aufmerksam, Zeugin,“ belehrte sie der Vorsitzende eindringlich. „Sie stehen unter Ihrem Eide und haben sich bei Ihren Aussagen streng an die Wahrheit zu halten. Nun, haben Sie sich besonnen?“

Seiner Mahnung ungeachtet, machte Frau Böhme immer wieder den Versuch, sich nach dem Zeugen umzuschauen, wie in der Hoffnung, dieser werde ihr auf die richtige Spur helfen.

„Wie war's nur gleich? Ach ja, ich war vor Langeweile eingeschlafen, als Sie nach Hause kamen, nicht wahr, Herr Frande? — Nehmen Sie es nur nicht übel, Herr Gerichtshof, ich meine es ja nicht schlimm, aber Herr Frande muß es eigentlich besser wissen. Sie standen schon mitten im Zimmer, als ich aufwachte. Es roch so stark, nicht wahr? Hatten Sie nicht Zahnweh? Mir ist, als ob Sie von der Flasche verschüttet hätten. Ihre ganzen Kleider rochen so stark — na, was war es doch gleich?“



Das Kreuz. Nach dem Gemälde von Albin Egger-Lienz.

In Napp's „Tirol im Jahre 1809“ lesen wir: „Die gewaltige Uebermacht des vordringenden Feindes (d. h. der Franzosen) brach endlich die Ausdauer der zu Tod ermatteten Landesverteidiger; aufgelöst floh die tapfere Schar den nahen Höhen oder der Lienzer Klause zu. Vor einem an einem Hause hängenden Kreuzfigür ließen die Streiter nieder und beteten. . . Da erfaßte ein Mann das Kreuz, hob es hoch empor und beschwor alle Anwesenden, für die heilige Religion und zur Rettung des Vaterlandes noch den letzten Versuch zu wagen. Dies wirkte. Alles erhob sich, und

wer das ragende Kreuz über den Köpfen erblickte, eilte begeistert herbei. Mit dem Kreuze voran stürmte die todesmutige Schar auf den Feind nieder. . . Nach verzweifelterm Ringen war der Sieg auf der Seite der Tiroler“. So geschah's am 8. August 1809. Diese heldenmütige Episode aus dem an Heldennut so reichen Kampfe der Tiroler gegen die Franzosen hat Albin Egger-Lienz in seinem Gemälde „Das Kreuz“ bereichert, das wir unseren Lesern heute bieten. Es erregte seinerzeit auf der Münchener Internationalen Ausstellung großes Aufsehen durch die elemen-

tare Wucht und scharfe Charakteristik, die der Künstler hier zum Ausdruck gebracht hat. Er ist selbst Tiroler, wie Defregger, wie Matthias Schmid, lebt und schafft aber nicht in München, sondern in Wien. Daß er geborener Tiroler ist, das merkt man an dem ganzen Entwurf und der Ausführung. Man möchte sagen: mit Tiroler Herzblut sei das Gemälde gemalt. Seiner hinreißenden Wirkung wird sich niemand entziehen können. Fanatismus im besten Sinne des Wortes, glühende Vaterlandsliebe und ein vorwärtstürmender Todesmut sind selten mit solcher Bravour gegeben worden.

„Wahrscheinlich Aether oder Chloroform,“ fiel der Verteidiger ein.

„Ja, so was wird's wohl gewesen sein.“

Augenscheinlich war die Schwachhaftigkeit der Frau dem Zeugen Grande unangenehm. Er trat einige Schritte vor. „Es handelt sich um ein in jeder Apotheke erhältliches Schmerzmittel. Ich kam mit Zahnschmerzen nach Hause und wollte Watte beträufeln. Da mag ich ein paar Tropfen vergossen haben.“

„Na, Herr Grande, das sagten Sie damals schon,“ meinte die Zeugin ungläubig. „Ich habe Ihren Anzug ganze Tage lang in die Luft gehängt, und er riecht heute noch nach dem Zeug. Aber das ist ja einerlei. Wo war ich nur gleich?“

„Sie wollten uns sagen, wie spät es war, als Herr Grande an jenem Abend nach Hause kam.“

„Sagten Sie nicht, es wäre eins durch?“ wendete sich die Zeugin wieder um Auskunft an William. „Ich war nämlich so verchlaffen, daß ich keine langen Geschichten mehr machte, sondern in mein Bett kroch. Am nächsten Morgen verschief ich natürlich die Zeit, denn ich hatte ganz vergessen, den Weder aufzuziehen. Meine Zimmerherren mußten mich wachpochen.“

„Sie sind also nicht imstande, uns genau die Stunde anzugeben?“

„Aber natürlich, Herr Gerichtshof. Herr Grande schaute doch auf die Uhr und sagte, es sei eins vorbei.“

„Das kann uns nicht genügen,“ meinte der Präsident. „Ist sonst noch eine Frage an die Zeugin?“

Der Staatsanwalt verzichtete; Sellborn wollte nur wissen, ob William Grande nach Wahrnehmung der Zeugin häufig an Zahnschmerzen litt. Darauf wußte Frau Böhme keine richtige Antwort zu geben. Bemerkte habe sie es nicht besonders; wenigstens vorher nicht. In der letzten Zeit habe Herr Grande zuweilen von dem Zeug auf ein Watteföckchen gegossen und solches in den hohlen Zahn gesteckt.

Doktor Sellborn schien befriedigt; er erklärte, für die Zeugin vorerst keine weitere Frage zu haben.

Während der Gerichtshof sich hierauf zur Beratung über den Antrag des Verteidigers zurückzog, plauderte dieser anscheinend unbefangen mit einem unansehnlichen Mann, den er im Zubörraum entdeckt und herangewinkt hatte. Der Vorgang wurde kaum bemerkt; immerhin wollten einige in dem Unscheinbaren einen Detektiv erkennen und besondere Schlüsse aus dieser Unterredung ziehen.

Zu ihnen mochte auch der Staatsanwalt gehören. Er näherte sich, als die Unterredung ihr Ende gefunden und der Unscheinbare sich in der Menge wieder verloren hatte, wie zufällig dem Verteidiger.

„Sie hegen wohl Besorgnis, dieser Mister Grande könne uns durch die Lappen gehen?“ fragte er im gemüthlichsten Plauderton. „Na, schadet nichts, wenn Sie ihm die Nacht über jenen Meisterspürhund an die Sohlen heften. Ich habe meine Maßregeln gleichfalls getroffen.“

„Das freut mich,“ gab Doktor Sellborn zurück. „Sie trauen mit andern Worten dem Landfrieden auch nicht recht. Wir erleben noch eine Ueberraschung an dem Herrn.“

„Aber in anderem Sinne, als Sie meinen,“ äuferte der Staatsanwalt. „Ihr Plan war fein durchdacht; aber Sie werden diesen Prozeß niemals als Erfolg für sich registrieren können.“

Der Wiedereintritt des Gerichtshofes schnitt die Entgegnung des Verteidigers ab.

„Beschlossen und verkündet,“ berichtete der Präsident, „dem Antrage der Verteidigung wird stattgegeben. Schleuniges Ersuchen ergeht an das Kommando des hiesigen Gardepionierbataillons, den Eduard Grasnitz behufs Abgabe seines Zeugnisses auf morgen vormittag neun Uhr zu kommandieren. Die vorläufige Festnahme des Zeugen William Grande wird aufgehoben, jedoch beschlossen, die Beschlagnahme der in seiner Wohnung aufgefundenen 19 400 Mark vorläufig aufrechtzuerhalten. Die Sitzung wird bis morgen neun Uhr vormittags unterbrochen. Der Angeklagte bleibt in Haft.“

IV.

Zu kritischer Stunde hatte Alara Gutjahr die dürftig eingerichteten Räume betreten, welche Mutter und Sohn in Schöneberg bewohnten. Im Augenblick sah es doppelt wüst darin aus. Halb herausgezogene Kommodenschubladen mit völlig durchwühltem Inhalt, Waschbecken mit teilweise verspritztem Wasserinhalt da und dort auf den Stühlen, eine Menge wie in größter Aufregung zusammengeholter und unordentlich nebeneinander auf den Nachttisch hingestellter

Arzneiflaschen; all dieses wirre Durcheinander legte berebtes Zeugnis dafür ab, daß der enge Raum noch vor kurzem der Schauplatz eines geschäftigen, von irgendeinem heftigen Schreden beeinflussten Treibens gewesen sein mußte.

So verhielt es sich auch. Ganz vor kurzem noch hatte ein in größter Hast herbeigeholter Arzt seines ernststen Berufes gewaltet. Die Unglückliche, die eben, wie in tiefen Tiefschlaf versenkt, unbeweglich lag, war von einem heftigen Herzkrampfe befallen worden, der lange allen Anstrengungen des Arztes gespottet hatte. Endlich hatte er nachgelassen, und die Kranke lag nun sterbensmatt in todähnlichem Schlafe. Der Arzt sagte, er werde um die späte Abendstunde nochmals nachsehen; der Zustand der Kranken sei äußerst kritisch, und ein neuer Anfall werde sie bestimmt dahintraffen. Darum sei äußerste Stille geboten und jede Erregung peinlichst fernzuhalten.

Auf den Beheuspitzen war Frau Böhme den in die Wohnung Tretenden entgegengekommen und hatte diesen alles mitgeteilt. Es hatte Schwierigkeiten genug gekostet, um der nach Art der meisten kleinen Leute misstrauischen Frau klarzumachen, daß sie unverzüglich dem Kriminalschutzmann zum Gericht folgen und inzwischen Alara gestatten müsse, ihren Platz neben dem Lager der Schwerkranken einzunehmen. Sie wollte dieser noch eine Menge Verhaltensmaßregeln zurücklassen und war nur mit Mühe zum Fortgehen zu bewegen.

Mit bleiernem Flügeltschlage verstrich die Zeit. Nichts war vernehmbar als die schwachen, unregelmäßigen, zuweilen ganz aussetzenden Atemzüge der Schlafenden, und Alaras Gedanken gingen in die jüngste Vergangenheit zurück. Was hatte ihr diese für Schicksalsstürme gebracht! Aus der unschmeichelten einzigen Tochter eines reichen Vaters, aus der wie im Maiensonnenschein des Glückes durch das Dasein gehenden Braut eines ebenso liebenswürdigen, wie um seiner Tüchtigkeit willen angesehenen und um seines Charakters geachteten jungen Mannes war ein niedergebeugtes, bekümmertes Wesen geworden, das mit Tränen morgens sich erhob und weinend den allzu langsam vorübergefrohenen Tag wieder begrub. Die seit der Verhaftung des geliebten Mannes verstrichenen Wochen erschienen ihr wie ein böser Traum.

Die Verhandlung vor dem Schwurgerichte hatte dem jungen Mädchen eine Fülle neuer Erregungen gebracht. Den ganzen Tag über hatte sie sich in einem schwer zu beschreibenden Zustande äußerster Nervenanspannung befunden; in einem solchen Zustande, tief von heiligem Mitleid angefaßt, hatte sie sich auch erboten, am Krankenbette der Mutter des Stiefbruders Gisberts Pflegerinnendienste zu leisten.

Nun erst, in der tiefen, beinahe beängstigenden Stille des Krankenzimmers, kam ihr das Gewagte ihres Schrittes recht zum Bewußtsein. Das wächserne, verfallene, spitzig zulaufende Gesicht der Kranken ließ sie erschauern. Bänglich froh der Gedanke an sie heran, daß die Unglückliche vor ihr vielleicht schon im Verlaufe der nächsten Viertelstunde den letzten Atemzug tun könne. Und nicht diese Empfindung allein quälte sie. Während sie hier müßig wartend saß, entschied sich vielleicht des Geliebten Schicksal und damit ihr eigenes.

Wie sie noch saß, dachte und sann, öffnete sich mit einem Male die Augen der Kranken, und diese schaute sie mit einem langen, forschenden Blicke an. In dem verfallenen Gesicht der Erwachten prägte sich kein Befremden über die Anwesenheit der ihr doch völlig Unbekannten aus. Sie ließ es gern geschehen, daß Alara ihr Wasser reichte und ihr Stirn und Schläfen mit kölnischem Wasser benetzte. Unverwandt schaute sie in das Gesicht des jungen Mädchens; dann tastete sie nach Alaras Hand und umklammerte sie mit der eigenen fieberglühenden.

„Sie sind gut, nicht fortgehen!“ sagte sie in englischer Sprache. „Sie sind sehr gut!“

Nach einer Weile kehrte ihr die Erinnerung an die letzten Vorgänge zurück; jäher Schreck prägte sich in ihren bleichen Zügen aus und unruhig begannen ihre Augen im Raume hin und her zu irren.

„Wo ist mein Sohn?“ kam es röchelnd über ihre Lippen. „Allmächtiger, was geschah mit ihm?“

Mit sanfter Gewalt hielt Alara die Kranke in den Rissen nieder. Sie suchte dieser verständlich zu machen, daß der Vermisste bald zurückkehren werde und nur an Gerichtsstelle berufen worden sei, um Zeugnis abzulegen. Die Kranke verstand indessen, wie sich bald herausstellte, kaum ein deutsches Wort, und Alara mußte all ihre englischen Kenntnisse hervorholen, um sich ihr notdürftig verständlich machen zu können.

„Meine Stunden sind gezählt,“ sagte die Kranke mit Anstrengung und so undeutlich, daß Alara Mühe hatte, sie

zu verstehen. „Wenn mein Sohn kommt, werde ich sterben. Es wird mir nur seinetwegen schwer. Wir waren so eng verbunden, er liebte nur mich, und ich nur ihn. Die Welt kennt nicht sein Herz. Dieses besaß nur ich. Allen anderen gegenüber erscheint er kalt und schroff.“

Dann überkam sie wieder die Angst. In schrillen Tönen rief sie nach dem Fernen; die in ihr lodrende Unruhe verzehrte sie. Dann schwieg sie wieder und kämpfte mit einer Ohnmacht. Nur wenn irgendein Geräusch in der Wohnung sich regte, erschauerte sie und fragte, ob ihr Sohn noch immer nicht heimgekehrt sei.

Sie ahnte nicht, wie das Warten ihrer Pflegerin selbst zur unerträglichen Qual wurde, wie Alara nur noch mit Aufgebot all ihrer Willenskraft gegen die verzehrende Angst des eigenen Herzens anzukämpfen vermochte.

Längst war die neunte Stunde vorüber, als draußen an der Korridortür Geräusch laut wurde.

Die Kranke fuhr auf und lauschte. Ein seliges Rächeln umspielte ihre Lippen und angestrengt schaute sie nach der Tür. „Es ist William, ich höre seinen Schritt. Er tritt so leise auf, der gute Junge.“

Er war es in der Tat; in seiner Begleitung erschienen Frau Böhme und Konsul Gutzahr. Der letztere war gekommen, um seine Tochter heimzuholen.

Diese Absicht stieß bei der Kranken aber auf entschiedenen Widerspruch. Kaum machte Alara Miene, sich vom Stuhle zu erheben, so tastete sie auch schon angstvoll nach ihrer Hand.

„Nicht fortgehen, bei mir bleiben!“ bat sie in kläglichem Tone. „Halten Sie meine Hand, gutes Kind! Es tut so wohl. Ich sterbe leichter.“

William war vor dem Bette der Mutter niedergekniet; er wollte dieser sanft zureden, erreichte aber nur, daß die Kranke Anzeichen bedrohlicher Erregung von sich gab.

„Gib mir auch Deine Hand, so ist es gut!“ hauchte sie angestrengt, und als ihrem Willen Genüge geschehen war, ging ein Rächeln über ihre verfallenen Züge.

Mit scheuem, unsicherem Blick maß William wiederholt die notgedrungen dicht neben ihm Sitzende. „Wir sind uns völlig fremd. Es ist mir peinlich!“ stieß er gedämpft hervor. „Ich begreife meine Mutter nicht.“

Alara lächelte nur wehmütig. „Ich erfülle gern Ihrer Mutter Wunsch“, sagte sie leise. „Sind wir Menschen nicht aufeinander angewiesen?“

„Aber ich will es nicht annehmen! Gerade Sie!“

So leise er auch gesprochen, hatte ihn die mit geschlossenen Augen Daliegende doch verstanden. „Nicht fortgehen!“ hauchte sie flehend noch einmal und umflammerte fester des Mädchens Hand.

„Ich bleibe gern bei Ihnen“, sagte Alara leise.

Die Kranke nickte nur und blieb weiter mit geschlossenen Augen liegen. Das dauerte wohl eine Stunde. Dann schlug die Kranke die Augen voll auf; unverwandt schaute sie ihren Sohn an.

„William“, sagte sie mit leiser, aber klarer Stimme, „Du bist ein guter Sohn gewesen. Du hast viel für mich getan. Was Du aber getan hast, wird Gott Dir verzeihen, denn Dich trieb die Liebe zu mir.“

Verstört blickte der junge Mann sie an. Kein Laut kam über seine Lippen, unverwandt schaute er die Sterbende an. „Mutter, Du darfst mich nicht verlassen!“ drang es plötzlich in heftigstem Schmerze über seine Lippen. „Du darfst mich nicht verlassen, ich habe nur Dich, nur Dich, Mutter!“

Ein sanftes Rächeln ging über die durchsichtig gewordenen Züge der Scheidenden. „Küsse mich, mein Liebling — leb wohl!“

Ein letzter leiser, verhauchender Seufzer, dann sank ihr Haupt zurück und sie hatte ausgelitten.

Das junge Mädchen saß erschüttert und wehrte den unaufhaltbar rinnenden Tränen nicht. Noch in der letzten Todesnot hatte die nun Verschiedene ihr in heißem Dank die Hand gedrückt; nur mit sanfter Gewalt vermochte Alara jetzt ihre Hand zu befreien.

Mit scheuem Blicke schaute sie auf William. Dieser stand wie ein Eichenstamm im Sturm; er wankte und zitterte nicht, obgleich bis zum Wahnsinn gesteigerter Schmerz aus seinen Zügen sprach.

„Sie ist tot!“ brachte er dann rauh hervor. „Ich danke Ihnen. Sie machten ihr das Sterben leicht. Ich wollte, ich könnte Ihnen meine tiefe Schuld bezahlen!“

„Es war so wenig, was ich ihr tun konnte!“ rief das Mädchen und brach in Schluchzen aus. „Sie sollen mir nicht danken. Sie können mir nichts geben! Für mich gibt es nur ein Glück:

meines Verlobten Freiheit und Ehre! Die können Sie ihm nicht zurückgeben.“

William schien nicht mehr auf sie zu hören; er hatte sich zu der Toten gemendet und starrte unablässig trockenen Auges auf diese nieder. Still verließen Vater und Tochter den Raum.

Am nächsten Morgen um neun Uhr wurde die Schwurgerichtssitzung unter großem Andränge des Publikums wieder eröffnet. Die Abendzeitungen hatten schon Berichte über die sensationell zugespitzte Angelegenheit gebracht. Die Erwartung, welchen endlichen Ausgang dieselbe nehmen werde, war aufs höchste gesteigert.

Die Zeugen waren vollzählig wieder erschienen. Auch William Grande hatte sich eingefunden. Alle Farbe war aus seinen Zügen gewichen, diese selbst erschienen schlaff und leblos. Nur in seinen Augen fladerte ein unstillbares Feuer.

Der Vorsitzende eröffnete die Sitzung mit der Mitteilung, daß die Militärbehörde dem an sie gerichteten Ersuchen Folge gegeben habe, und der Pionier Grasnid erschienen sei.

„Vor Eintritt in die Tagung habe ich eine Mitteilung zu machen“, begann der Staatsanwalt. „Der Herr Verteidiger hatte gestern Abend im Gerichtssaale hier, wie er mir auch unumwunden zugegeben, einen hiesigen Privatdetektiv mit der Ueberwachung von Zeugen beauftragt. Ich habe nun in Erfahrung gebracht, daß dieser den erfolgreichen Versuch gemacht hat, in die hiesige Pionierkaserne noch kurz vor Zapfenstreich Einlaß zu erhalten. Er hatte eine längere Unterredung mit dem heute als Zeugen vorgeladenen Pionier Grasnid gehabt. Ich ersuche den Herrn Verteidiger um eine Erklärung hierüber.“

„Der Herr Staatsanwalt irrt, wenn er an eine versuchte unzulässige Zeugenbeeinflussung glaubt. Es lag mir nur daran, den Aufenthaltsort des Schiffers Schulke ungefährmt festzustellen, um diesen erforderlichenfalls sofort zur Hand zu haben. Da Grasnid nach Aussage seines Onkels mit dem früheren Genossen noch in Briefwechsel steht, so muß er auch dessen Aufenthalt kennen. Der Zeuge wird mir bestätigen, daß der Detektiv ihm noch nicht einmal Mitteilung von dem ichwebenden Prozesse, geschweige von der ihm bevorstehenden Zeugenvorladung gemacht hat.“

„Wo befindet sich der Schiffer Schulke?“ fragte der Staatsanwalt.

„Er soll zuletzt von Bromberg aus geschrieben haben. Der Detektiv ist sofort dorthin gereist; ich kann jeden Augenblick eine Depesche erhalten und werde nicht verfehlen, das Resultat dem Herrn Staatsanwalt mitzuteilen.“

Damit war der Zwischenfall vorläufig erledigt. Der Präsident ließ sofort den Zeugen Grasnid eintreten, einen gleich seinem Onkel gedrunenen, vierschrötigen Gefellen mit gewöhnlichen, ziemlich rohen Zügen.

„Sie erinnern sich, daß am frühen Morgen des 27. Juli von Ihnen und Ihrem Onkel in der Nähe der sogenannten Fußgängerbrücke eine männliche Leiche aufgefunden worden ist?“

„Ja wohl.“

„Sie wissen auch, daß es sich um einen Mord handelt. Sie waren ja damals bei der polizeilichen Aufhebung der Leiche zugegen.“

„Ja wohl. Mein Onkel hat mir auch draußen auf dem Korridor erzählt, daß der Mann totgeschlagen worden ist.“

„Das wollen wir auf sich beruhen lassen. Jedenfalls liegt eine gewalttätige Tötung vor. Sie sollen nun in der Nacht zuvor mit einem Kollegen, genannt der dürre Schulke, sich außerhalb Ihres Schiffes umhergetrieben und erst lange nach Mitternacht an Bord zurückgekehrt sein. Stimmt das?“

„Ich glaube nicht. Wir werden wohl in der Kasse gelegen haben, wir hatten kein Geld damals.“

„Nee, Junge, bleibe man bei der Wahrheit!“ rief des Zeugen Onkel von der Zeugenbank her. „Du und der andere Windhund, der Schulke, ihr seid damals alle Nächte durchgegangen.“

„Nun, wie verhält es sich damit, Zeuge?“

„Wenn's der Onkel sagt, wird's wohl stimmen.“

„Sie erinnern sich nicht selbst?“

„Nein.“

„So können Sie uns auch nicht sagen, wo Sie und Ihr Freund sich in der kritischen Nacht umhergetrieben haben?“

„Nein.“

„Jener Herr dort“ — der Präsident deutete auf den Angeklagten — „will Sie etwa um elf Uhr nachts in unmittelbarer Nähe der Fußgängerbrücke gesehen haben.“

(Schluß folgt.)

Don der Palme des Nordens.

Um die sonnenhelle Johanniszeit, um die Höhe des Jahres erreicht das zierlich gefiederte Farnkraut, die Palme des Nordens, seine höchste Schönheit. Großartig und geheimnisvoll sich vermehrend, ohne daß man Blüten oder Früchte wahrnahm, war in der Vorzeit das Farnkraut der Gegenstand merkwürdiger Legenden. Am Johannisstage, so sagte der Volksmund, blüht das Farnkraut und sofort reist auch der Same, der wie feuriges Gold funkelt. Nach Ansicht der Menschen jener naiven Zeit, die von der Vermehrung und Verbreitung durch Sporenköper nichts wußten, mußte diesem nach dem Glauben nur in der Mittagsstunde des Johannisstages reisenden Samen eine besondere Kraft innewohnen und zwar die Kraft, die die Erfüllung aller, auch der kühnsten Wünsche gewährleistete. Alle möglichen an Zauberei grenzenden Erfolge konnte man mit Hilfe des Wünschelsamens erlangen. Es geschah, was man sich überhaupt wünschte, und dann konnte man außerdem ungeheuren Reichtum, dauernde Gesundheit und ewige Jugend erlangen, ferner aber auch sich unsichtbar machen. Als eine Abschreckung, sich alle diese Wonnen und dieses große Glück zu verschaffen, erfand der Volksgeist, der ja immer einen Ausgleich sucht, die Gegenleistung dafür: man mußte seine Seele dem Teufel verschreiben, da nur mit Hilfe des Teufels der gar so seltene goldene Samen zu erlangen war.

Davor schreckten die Menschen denn doch zurück, mit dem Teufel wollten sie nicht gerne zu tun haben. So begnügten sie sich denn mit der Wurzel, die ja offenkundig und nicht erst vom Teufel zu erbitten war. Sie mußte natürlich auch in der Mittagsstunde ausgegraben und in der Luft getrocknet werden, wenn die Sonne darauf fiel. Die Wurzel gab nun nicht den märchenhaften Reichtum, nicht ewige Jugend und erfüllte nicht alle Wünsche, aber sie schützte, unter die Dachsparren gelegt, vor Feuersgefahr, in der Tasche getragen vor Fieber, in die Schuhe gelegt auf der Wanderschaft vor Ermüdung. Und da man seine Seele nicht dem Teufel verschrieben hatte, konnte man sich dieser gewährleisteten Erfolge freuen.

Das Farnkraut gibt dem, der in der Johannismittagsstunde darunter schläft, noch eine Gabe, für die eine frühere Zeit allerdings mehr Vorliebe hatte, als die heutige, man konnte die Sprache der Vögel verstehen! Im wendischen Spreewald der Mark Brandenburg wußte man früher von einem Gänsehirtin zu erzählen, dem einst, als er die Gänse hütete, um die Johannismittagszeit ein Stielchen blühendes Farnkraut, das im sorbischen Idiom der Spreewaldwenden Daproschkraut heißt, in die Schuhe fiel. Die gefiederten Schuttschnecken mußten sich wohl sehr interessante Dinge erzählt haben, denn der junge Hirt brüskete sich damit im Dorfe. Sein Brotherr, der davon hörte, wollte nun auch gern erfahren, was die Gänse gesprochen hätten, und ließ den Jungen zu sich bescheiden. Dieser aber, gewohnt, im Sonntagszug vor dem Gutsherrn zu erscheinen, zog die schmutzigen Schuhe aus und andere an. Da fiel das Kraut, ohne daß er es merkte, heraus, in demselben Augenblick hatte er alles vergessen, was die Gänse gesprochen hatten, und es ist ihm nie wieder eingefallen.

Ein sehr feiner pädagogischer Sinn liegt in dieser einfachen Sage. Das Wort Farn ist aus der Sanskritsprache entnommen und verwandt mit dem Wort parna, welches Feder bedeutet, also die richtige Bezeichnung für den federähnlichen Wedel, den das Blatt

darstellt. In der neuen Zeit und in Europa findet sich das oft recht ansehnlich hochgewachsene Farnkraut doch nur unter den hohen Kronen der Waldbäume oder am Waldrande, sie werden an Pracht der Entfaltung und an Reichtum der Gestaltung von den Farnen in den feuchten Wäldern der warmen Zone übertroffen. Dort gibt es baumähnliche Farne, die eine Höhe von 14—15 Metern erreichen und im Schmuck kostbarster großer Wedel prangen. Dennoch sind auch diese Riesenfarne der warmfeuchten Zone, die das Erstaunen der europäischen Reisenden dort erregen, noch klein und schwach gegen die Farnbäume der Vorzeit. In der Entwicklung unserer Erde gab es eine Zeit, in der die Farne an Größe, Stärke und Höhe mit allen andern, auch den mächtigsten Bäumen wetteiferten. Sie sind dann verschwunden, andere Schichten begruben die Farne, und während der unermesslichen Zeiten, die seit jener Urzeit vergangen, haben sich die Farne in harte Steinkohlen verwandelt. Die vielen großen vorhandenen Steinkohlenflöze zeigen, welche großen gewaltigen Mengen Farnbäume es damals gegeben hat. Oft genug finden Vergleute im tiefen Schacht noch in der Kohle Abdrücke der zierlichen Wedel.

Verwandt mit den Farnen oder vielmehr richtiger Abkömmlinge derjenigen Pflanzen, die aus ihrem Waldgebiet auswandern und auf Mauern und Ruinen sich ansiedeln und zwar in den Rigen dieser Mauern Wurzel schlagen, sind die Rauten, z. B. die Mauerraute, welche in Mittel-, West- und Südeuropa verbreitet ist. Aus den Rigen und Fugen uralter Gemäuer streckt sie ihren zierlichen rautenförmigen Wedel, der übrigens immergrün bleibt und unter den Blättern mit den schwarzbraunen Sporen bedeckt ist.

Nächst diesem Mauerrarn oder Mauerraute gibt es noch den Haarfarn, der sehr fein, aber nur einfach gefiedert ist und früher roter Steinbrech hieß. Man nahm nämlich an, daß er Steine sogar mit seinen Wurzeln durchbrechen könne, und hielt es deshalb als ein gegen den Tod gewachsenes Kraut.

Der dritte Steinfarn ist der Schuppenfarn, der in der Gegend der Mosel, manchmal auch verstreut im mittleren Europa, sich findet. Auch dieser Steinfarn wurde in früherer Zeit für ein Zauberkraut gehalten, das in Nächten gesammelt werden mußte, in denen der Mond nicht schien. Man glaubte, daß es Tieren, die davon fraßen, die Milch verzeihre, und kam deshalb auf den Gedanken, es gegen Milzschwellungen des Viehs anzuwenden.

Mehr oder weniger sind diese alten und neuen botanischen Beobachtungen im Volk wenig beachtet worden, der großen Menge der Farnkrautliebhaber ist es allein das schöne frischgrüne, zartgefiederte Laub, das zur Sommerzeit erfreut. Man sieht über dieser Freude an der Schönheit des Blattes auch gar nicht, wie nützlich es ist, indem es das unter ihm verborgene Moos, zarte Beerenpflanzen vor den Sonnenstrahlen schützt wie auch vor Regen. Der Anblick der frieblich nebeneinander wachsenden Farne stimmt die Menschen zu allerlei friedlichen Gedanken, und da ist es kein Wunder, wenn sich damit die Erinnerung an die im Wuchs ähnlichen orientalischen Palmen, die Zeichen des Friedens, verband. Da sich die Farne nun über die ganze Erde verstreut unter jedem Himmelsstrich finden, so lag die in der Legende aufbewahrte Ansicht klar zu Tage, daß sie der arbeits- und kampfreichen Erde eine Erinnerung sind an das verlassene und verlorene Paradies, Abkömmlinge jener Palmen, unter denen das erste Menschenpaar wandeln durfte.



General der Infanterie Hermann v. Colard wurde nach der Vertreibung der Russen aus Galizien vom Kaiser Franz Josef zum Statthalter des wieder befreiten Kronlandes ernannt. Er trat sein Amt bereits an.



Transport gefangener Russen in das österreichische Gefangenenlager zu Bieleburg.